

Hilfsmittel sein, sondern auch (deutschsprachigen) Gelehrten wertvolle Dienste erweisen, welche von dem GD für ihre Studien oder Übersetzungen profitieren können. Der Preis ist mit rund 100 Euro für ein solches *opus magnum* erschwinglich, was hoffentlich zu seiner Verbreitung in verschiedenen Institutionen und unter Privatleuten beiträgt.

Anmerkungen:

- 1) F. Montanari, GI – Glossario della Lingua Greca, Turin, 1995¹ (2004², 2013³); F. Montanari, GE – The Brill Dictionary of Ancient Greek, Leiden/Boston, 2015 (Hg.: M. Goh/C. Schroeder); F. Montanari, Το Σύγχρονο Λεξικό της Αρχαίας Ελληνικής Γλώσσας, Athen, 2013 (Hg.: A. Renakos).
- 2) S. VII.
- 3) S. IX.
- 4) Auch „NT“ ist als „Neues Testament“, nicht etwa als „Novum Testamentum“ aufgelöst, weshalb ganz offenbar „AT“ (und nicht „VT“) als korrekt intendiert war.
- 5) Im Zuge meiner Neuausgabe von Philodems *Index Academicorum* (K. Fleischer, Philodem, Geschichte der Akademie. Einführung, Ausgabe, Kommentar, Leiden [Brill], 2023) sind folgende *hapax legomena* dem griechischen Wortschatz hinzuzufügen: Ὑπερασιακός (Kol. 11,17); ὑπόβραδus (Kol. 13,42-43 – das bisherige *hapax legomenon* ὑπόβραχus wäre zu tilgen); παραθαρσής (Kol. 15,1); διαντάδω (Kol. 15,43-44 – diese Form steht so im Papyrus und in meiner Edition. Das von Wilamowitz konjizierte und in GI (GD) aufgenommene *hapax legomenon* διανταίρω wäre zu tilgen); προμεταλλάσσω (Kol. 22,41); σχολαρχία (Kol. 32,11).
- 6) S. 2291 (Nachdruck des Vorwortes zur ersten Auflage [1995]). Crönert vollendete bis zum Jahre 1914 nur die Einträge bis zum Lemma ἀνά. Seine Teilnahme am Krieg und der anschließende Verlust seines Straßburger Lehrstuhls in Folge der Einnahme von Elsass-Lothringen durch Frankreich waren die maßgeblichen Gründe für das Einstellen des Projekts. Zu Crönerts Biographie und Persönlichkeit siehe etwa M. Gigante, Per un profilo di Wilhelm Crönert, in: CErC 16 (1986), S. 94–99.

- 7) Das „klassische“ Schulwörterbuch, der „Gemoll“, wurde zuletzt 2010 für die 10. Auflage überarbeitet.

KILIAN FLEISCHER

R.S. Smith/St.M. Trzaskoma (2022): *The Oxford Handbook of Greek and Roman Mythography*, New York, Oxford University Press, XVIII + 602 S., ca. EUR 145,00 (ISBN 978-0-19-064831-2).

Dieser Band wirft viele Fragen auf. Dass er zugleich für Wissbegierige und Erkundungsfreudige eine reichhaltige Fundgrube für viele überraschende Entdeckungen darstellt, ist seine zweite große Stärke. Seit dem bahnbrechenden Buch „Greek Mythography in the Roman World“ von Alan Cameron (Oxford 2004) und den wegweisenden Forschungen von Robert Fowler über „Early Greek Mythography“ (Oxford 2001/2013) hat die Forschung zur antiken Mythographie in den letzten zwei Dezennien quantitativ und qualitativ einen enormen Aufschwung erlebt. Den aktuellen Stand, aber auch Perspektiven auf zukünftige Forschungsfragen präsentieren in diesem Band etablierte und aufstrebende Fachleute; man vermisst allerdings ausgerechnet R. Fowler sowie deutschsprachige Autoren. Alle Kapitel bieten eine Fülle von Informationen, zeigen durchgehend Problem- und Methodenbewusstsein, basieren auf (auch sprachlich) breiter, solider und aktueller Literaturgrundlage und geben nützlich kommentierte Empfehlungen für weiterführende Lektüren.

In Anlehnung an eine Definition von „Mythographie“ als „the activity of recording and transmitting in writing the narrative and descriptive material [...] that we normally call mythical“ (3, Zitat von E. Pellizer, 1993) ist der Untersuchungsgegenstand weit gefasst. Außerdem benutzen viele Autorinnen und Autoren des Bandes eine von den Herausgebern entwickelte Unterscheidung (6): „Systematische“ Mythographie orga-

nisiert und erzählt die mythische „story world“ neu, während „interpretative“ Mythographie dem Ursprung, den Funktionen und verborgenen Bedeutungen mythischer Erzählungen nachspürt.

Zur ersten Kategorie zählen Werke von Autoren, die immer schon als Mythographen betrachtet wurden, wie die Handbücher von Hygin und Apollodor oder thematische Sammlungen wie die von Parthenios (Liebesleiden) und Antoninus Liberalis (Metamorphosen). Weniger bekannt und durch die Forschungen der letzten Jahre in ihrem Wert eigentlich erst richtig entdeckt sind die systematisch zusammengestellten anonymen Mythen-Nacherzählungen, die als Stellen-Erläuterungen zu Werken von Homer (Mythographus Homericus) und Ovids *Metamorphosen* (die sogen. *narrationes*) in deren Handschriften, aber auch als separate Werke überliefert sind; die dort erzählten *ιστορίαί* bzw. *fabulae* gehen oft über den eigentlichen Erläuterungszweck hinaus.

Texte der zweiten Kategorie, deren Hauptziel die Deutung von Mythen ist, bedienen sich verschiedener interpretativer Strategien:

1) Allegorisierende Lesarten, die zuerst für das 6. Jhd. v. Chr. (Theagenes von Rhegion) belegt sind und v. a. in Stoa und Neuplatonismus florierten, fassen Gottheiten z. B. als Elemente oder Tugenden auf: Hera ist die Luft (ἀήρ, ein Anagramm von Ἡρα), Athena die Weisheit usw. Eine große Rolle spielen dabei Etymologien. So ist für Cornutus (1. Jhd. n. Chr.) Ζεὺς die Seele, weil diese das Prinzip des Lebens (ζῆν) ist (2,2). Selbst sprachübergreifend wurden etymologische Deutungen entwickelt: Ἄδμητος/Admetus, der sich vor dem Tod fürchtet, ist passend so benannt, *quasi quem adire poterit metus* (Fulgentius, *mitologiae* 1,22).

2) Historisiert werden dagegen die Götter von Euhemeros (4./3. Jhd. v. Chr.) und seinen

zahlreichen Nachfolgern: Es seien ehemalige Herrscher (gewesen), die mit der Zeit kultisch verehrt wurden.

3) Pragmatisch-rationalisierende Erklärungen, wie sie prominent von Palaiphatos (4. Jhd. v. Chr.) vertreten sind, basieren auf der Annahme, dass Mythen, die den Naturgesetzen oder der Alltagsplausibilität zu widersprechen scheinen, phantasievolle Umformungen gewöhnlicher Vorgänge sind und auf Missverständnissen beruhen, so von Eigennamen (Europa wurde nicht von einem Stier, sondern einem Mann namens Ταῦρος geraubt: Palaeph. 15), geläufigen Ausdrucksweisen (nicht seine Hunde „fraßen“ Aktaion auf, sondern die für ihre Unterhaltung nötigen Kosten: Palaeph. 6) oder gewöhnlichen Vorgängen (die Graien teilten sich nicht abwechselnd ein einziges Auge, sondern waren drei blinde Frauen, die sich ein und desselben Blindenführers bedienten (Heraclit paradox. 13).

Systematische und interpretative Zielsetzungen finden sich indes in vielen mythographischen Texten vereint, so bei Historikern (z. B. Diodorus Siculus) oder Geographen (Strabon, Pausanias), die neben der systematischen Darstellung von Mythen diese immer wieder auch deuten. Und Präsentationen von Mythendeutungen nach einem bestimmten hermeneutischen Prinzip (Palaiphatos, Cornutus, Fulgentius) ergeben automatisch Sammlungen von zumindest Teil-Nacherzählungen, wobei allerdings Allegoresen – im Unterschied zu Rationalisierungen – das narrative Element von Mythen oft radikal reduzieren (müssen).

Das große Spektrum an mythographischen Texten präsentiert das „Handbook“ in drei Zugriffen, einmal chronologisch (Part I, fünf Beiträge, zu denen eigentlich noch die vier Beiträge in Part IV über die christliche Mythographie in Mittelalter und Renaissance gehören), einmal

autor- bzw. werkzentriert (Part II, achtzehn Beiträge, aber ausgerechnet zu den Pionieren, den „Early Greek Mythographers“, keiner) und einmal nach den jeweiligen „Interpretations and Intersections“ (Part III, zehn Beiträge). Die meisten mythographischen Werke werden dadurch in mehreren Teilen besprochen, doch gibt es kaum Doppelungen, dafür aber viele wechselseitige Ergänzungen und aufschlussreiche Perspektivwechsel. So machen die ausgezeichnet lesbaren und anregenden Beiträge Lust, den eigenen Interessen entsprechend individuellen Lesepfaden zu folgen – und daneben die besprochenen Texte zu lesen.

Unterstützung solcher Erkundungen der mythographischen „story world“ erhoffe man sich allerdings nicht von dem (mit besonderer finanzieller Förderung erstellten!) Index. Er ist auf bizarre Weise zugleich überladen und lückenhaft: Auf der einen Seite werden Werke namentlich bekannter Autoren sowohl unter ihrem Titel als auch unter dem Autornamen verzeichnet, auf der anderen Seite sind für kaum einen Eintrag die Seitennachweise vollständig (besonders schmerzlich: von den mindestens vierzehn Erwähnungen des ps.-hesiodeischen *Frauenkatalogs* wird nur die erste verzeichnet) und es fehlen erwartbare bzw. wünschenswerte Lemmata (z. B. Dion von Prusa, Eponymität, Personifikation, Ps.-Plutarch *De Homero* und *Parallela minora*, Ptolemaios Chennos, Sallustios).

Dem steht aber ein beeindruckender Reichtum an neuen Perspektiven und herausfordernden Fragestellungen gegenüber. Neuland beschreitet schon auf den ersten Blick der vierte Abschnitt „Mythography and the Visual Arts“. An ausgewählten Beispielen aus der griechischen Vasenmalerei, der römischen Wandmalerei und der Sarkophagkunst werden Parallelen zur Mythographie aufgezeigt. So hat man z. B. meh-

rere Episoden desselben Sagenkreises in ein und derselben visuellen Darstellung katalogartig und somit „systematisch“ verbunden, wie in den Herakles-Metopen am Zeus-Tempel in Olympia (ein Paradebeispiel, das in den Beiträgen allerdings nicht erwähnt wird). Und bildliche Zusammenstellungen thematisch ähnlicher Episoden aus verschiedenen Mythen, wie wir sie von Vasenbildern und pompejanischen Wandmalereien kennen, lassen – wie die Beiträge zeigen – kaum einen anderen Schluss zu, als dass hier „interpretative“ Ziele verfolgt werden. Noch stärker gedeutet wurden Mythen im funerären Kontext der Sarkophage. Wenn dort z. B. Theseus und seine von ihm verlassene Geliebte Ariadne mit den Porträtzügen des im Sarkophag bestatteten jungen Mannes und seiner hinterbliebenen Mutter dargestellt werden, ist dies eine nahezu allegorische Figuration (513).

Gleichwohl ergeben sich, worauf in den Beiträgen dieses Abschnittes gebührend hingewiesen wird, solche „interpretativen“ Lesarten nur aus den Kontexten und sind den Bildern nicht eingeschrieben, wie das bei den entsprechenden mythographischen Texten der Fall ist. Genauso wie bei mythographischen Texten können aber auch in Mythen-Bildern, seien sie „systematisch“ oder „interpretativ“, neue Mythen-Varianten entstehen. Hier dürfte es sich künftig als fruchtbar erweisen noch weiter zu untersuchen, inwieweit das Entstehen neuer Varianten auch auf den Einfluss spezifisch visueller Darstellungsmodi zurückgeführt werden kann, etwa wenn Theseus – seiner mythischen Biographie zuwider – als Jäger dargestellt wird, nur weil dies eine geläufige Bildformel für einen tapferen Helden war (512-513). Ein textliches Gegenstück dazu könnte z. B. in dem Phänomen gesehen werden, dass aus der Etymologie eines Eigennamens eine ganze Geschichte gesponnen wird, wie das Hesiod

(oder einer seiner Vorgänger) mit der „schaumgeborenen“ Aphrodite gemacht hat (theog. V. 188-200).

Kontexte und der spezifische Umgang mit mythographischem Wissen sind ein weiterer Schwerpunkt des Bandes. In mehreren Beiträgen wird dargestellt, wie mythographische Techniken bei der Vermittlung von Wissen in Bereichen wie Historiographie, Geographie und Astronomie eingesetzt wurden. Berücksichtigung finden aber auch Benutzung und Produktion mythographischer Texte als Hilfsmittel, um dichterische Texte verstehen und erklären zu können, sich mit der entsprechenden Mythenkenntnis ein soziales Distinktionsmerkmal anzueignen oder gar politische Ansprüche herzuleiten. Sehr anschaulich wird dies auch an konkreten materiellen Formen aufgezeigt (mythographische Papyri, die als ‚Notizhefte‘ oder Schreibübungen dienten; mythographische Scholien in den Dichter-Handschriften).

Vor allem der Schulbetrieb seit dem Hellenismus hat zu der Herausbildung und Einübung eines „mythographical mindset“ (3) beigetragen (409-427). Schon in der Elementarschule waren Namen von Göttern und Helden, gruppiert nach der Anzahl ihrer Silben, Gegenstand erster Übungen im Schreiben ganzer Wörter und mussten von fortgeschritteneren Schülern in Listen thematisch gleicher Mythenhandlungen zusammengestellt werden (vgl. Hyg. fab. 239: *matres, quae filios interfecerunt*). Vertieftes mythographisches Wissen erwarben die Schüler auf der nächsten Stufe, wenn ihnen der *grammaticus* bei der Dichterlektüre mythologische Anspielungen erklärte und sie die zugrunde liegenden Mythen selber schriftlich zusammenfassen mussten. In der Rhetorik-Ausbildung schließlich trainierten sie in den formalisierten Vorübungen (*progymnasmata*) anhand von Mythen ihre Fähigkeiten,

Geschehnisabläufe knapp und präzise nachzuerzählen und diese, durch Rationalisierungen oder Allegoresen, als wahrscheinlich zu erweisen bzw. als unwahrscheinlich zurückzuweisen. Mythische Figuren waren auch Gegenstand für Lobreden (*ἐγκώμια*), ausführliche Personenvergleiche (*συγκρίσεις*) und Figurenreden (*ῥήθοποιία*); so schulten die Aspiranten ihre Kreativität.

Besonders anregend, freilich auch kontrovers ist das Bestreben vieler Autorinnen und Autoren, dem (allerdings nirgends definierten) „mythographical impulse“ konsequent auch in dichterischen Werken nachzuforschen. Während ein mythographisches Interesse für hellenistische Dichter wie Kallimachos oder Lykophron immer schon in Anschlag gebracht wurde, werden hier mythographische Techniken wie Katalog, (Namens-)Aitiologie, Allegorese und Präsentation von Varianten überzeugend etwa bei Homer und Hesiod nachgewiesen. Dabei treten viele Spannungsfelder zutage: ursprünglicher Mythos – spätere Ausgestaltung, Mündlichkeit – Schriftlichkeit, Dichtung – Prosa, Fiktion – Wahrheit, Mythos – Geschichte.

Dass einer Widerrede gegen den Versuch, die ‚Geburt‘ einer von den Griechen selbst empfundenen ‚Gattung‘ Mythographie zeitlich weit vorzulegen, ein eigenes Kapitel eingeräumt wird (458-473, C. Calame), ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die intellektuelle Redlichkeit dieses Projektes und seiner Herausgeber. Die eigentliche Brisanz dürfte aber darin liegen, dass nicht nur die Unterscheidung von „Mythos“ und „Mythographie“ fragwürdig wird, sondern auch die Existenz von „Mythos“ als einer eigenständigen Kategorie – unabhängig von den Formen ‚seiner‘ Erzählung. Neben der rezenten Welle von Um- und Fortschreibungen antiker Mythen in der Jugend- und Erwachsenenliteratur zeigt sich so Mythographie als verheißungsvollste

Quelle für neue und inspirierende Impulse in unserer nie endenden Auseinandersetzung mit den Mythen der Griechen.

MARTIN HOLTERMANN

M. Schauer (2023), Triumvirat. Der Kampf um das Imperium Romanum. Caesar, Crassus, Pompeius, München, C. H. Beck, 429 S., 3 Vignetten, 7 Abbildungen, 3 Karten, EUR 32,- (ISBN 978-3-406-80645-2).

Man schrieb nach unserer Zeitrechnung das Jahr 60 v. Chr., als sich in Rom drei Männer anschickten, ihre durchaus divergierenden Interessen zu bündeln sowie ihre Animositäten und Rivalitäten zurückzustellen, um sich vorgeblich gemeinsam des Staates zu bemächtigen. Am Ende dieses ambitionierten Kalküls, letztlich aber eben doch ihrer persönlichen Konkurrenz stehen ihr gewaltsamer Tod und von unzähligen Toten übersäte Lebenswege, ohne dass auch nur einer der Akteure seinen politischen Entwurf nachhaltig wirksam hätte realisieren können. Haben sich also die bekannten und namenlosen Opfer dieser Ausbrüche von maßlos-skrupellosem Ehrgeiz und rücksichtslosem Machtstreben dreier Angehöriger der Elite mit Blick auf das römische Staatswesen gelohnt? Sind sie selbst in der Antike überhaupt vertretbar und zu rechtfertigen gewesen? Derartige Fragen, aber auch welches Maß an Gewaltbereitschaft dem antiken Menschen grundsätzlich als potentielle Basis dieses historischen Prozesses innewohnte, stellt das Buch nicht (vgl. zu diesem Problemkomplex z. B. J. Diemke (Hg.), *Forschungen zur Gewalt in der römischen Antike*, Stuttgart 2023); stattdessen beleuchtet Schauer die Auswirkungen gesellschaftlicher Wertvorstellungen wie *dignitas* und *auctoritas* sowie historischer Konstellationen, die diese Entfaltung von persönlicher Macht und die Anhäufung immensen

Reichtums ermöglichten, aber auch zum jähem, gewaltsamen und im Ergebnis schmachvollen Ende der Protagonisten führten: Crassus im nordmesopotamischen Sand von Carrhae, Pompeius am ägyptischen Strand von Pelusium und Caesar in der römischen *curia Pompeia*.

Die Voraussetzungen für die Gesamtheit dieser Ereignisse sieht der Verfasser in den politischen und sozialen Umständen der späten Republik, in der das bis dato weitgehend reibungslose Zusammenspiel der gesellschaftlichen Kräfte, die *concordia ordinum*, ins Wanken geraten sei. Die Störung dieses Gleichgewichts zwischen der Senatsaristokratie und dem Volk, die Entzweiung in Optimaten und Popularen sei für die historischen Prozesse zwischen etwa 133 und 44 v. Chr. verantwortlich gewesen. „Die Erteilung umfassender Befehlsgewalten mit weitreichenden militärischen Befugnissen, der Erwerb mächtiger Klientelgruppen, zu denen Städte, Provinzen, Fürstentümer und ganze Armeen gehörten, der Aufbau riesiger Vermögen und die exzessive Verleihung von Sonderkommandos gaben dem Konkurrenzkampf der Eliten eine Dynamik, die nicht mehr kontrollierbar war“ (370). Obwohl sich die Köpfe dieser Eliten, namentlich Pompeius und Caesar, in der beschriebenen Situation eine prominente Machtstellung aufzubauen verstanden, sei es ihnen dennoch nicht gelungen, ein staatliches Gesamtkonzept, ein identitätsstiftendes Programm und eine neue Gesellschaftsordnung (371f.) zu entwickeln. Dieser Mangel habe vor allem Caesars Scheitern verursacht.

Schauers Fazit verdeutlicht seinen Blick auf die Epoche der politischen Umwälzungen und der paralysierenden Bürgerkriege: „Historische Akteure sind [...] Produkte ihrer Zeit und als solche den Gesellschafts- und Machtstrukturen unterworfen.“(73) Als Schlussfolgerung dieser